

Sonntags-Blatt

Verantwortlicher Schriftleiter
Dr. phil. Franz Geuele

Der Rheinischen Volkszeitung

Rotationsdruck und Verlag von
Hermann Rauch, Wiesbaden.

Nachdruck aller Artikel verboten.

Nummer 23

Sonntag, den 2. Mai 1915

33. Jahrgang

Kirchlicher Wochenkalender

Sonntag, 2. Mai: Athanasius. Montag, 3. Mai: Kreuzauflindung.
Dienstag, 4. Mai: Monika. Mittwoch, 5. Mai: Pius V. Donnerstag,
6. Mai: Johann von Väteran. Freitag, 7. Mai: Stanislaus. Samstag,
8. Mai: Michaels Erscheinung.

Vierter Sonntag nach Ostern

Evangelium des hl. Johannes 16, 5—14

In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Ich gehe nun zu dem Hin, der mich gesandt hat, und niemand von euch fragt mich: Wo gehst du hin? sondern weil ich euch dieses gesagt habe, hat die Traurigkeit euer Herz erfüllt. Aber ich sage euch die Wahrheit: Es ist euch gut, daß ich hingehe; denn wenn ich nicht hingehe, so wird der Tröster nicht zu euch kommen; gehe ich aber hin, so werde ich ihn zu euch senden. Und wenn dieser kommt, wird er die Welt überführen von der Sünde und von der Gerechtigkeit und von dem Gerichte: von der Sünde nämlich, weil sie nicht an mich geglaubt haben; von der Gerechtigkeit aber, weil ich zum Vater gehe und ihr mich nicht mehr sehen werdet; und von dem Gerichte, weil der Fürst dieser Welt schon gerichtet ist. Ich habe euch noch vieles zu sagen, aber ihr könnt es jetzt nicht tragen. Wenn aber jener Geist der Wahrheit kommt, der wird euch alle Wahrheit lehren; denn er wird nicht von sich selbst reden, sondern was er hört, wird er reden, und was zukünftig ist, euch verkünden. Derselbe wird mich verherrlichen; denn er wird von dem Meinigen nehmen und es euch verkünden.

*

Das erste Wehen des heiligen Geistes: Christus der Aufgestandene steht im Begriff, Abschied zu nehmen von den Seinen. Mer er scheidet wie der Vater, der sich von seiner Familie auf einige Zeit entfernt, um ihr später für immer anzugehören. Er läßt ihr ein Pfand seiner Liebe und Anhänglichkeit zurück, das sie ständig an sein Leben und Opfer erinnert. Dieses Pfand ist der heilige Geist, die dritte Person in der Gottheit. Der hl. Geist ist die ewige, unendliche, zur Person gewordene Liebe des Vaters und des Sohnes. Also eine göttliche Person steigt aus des Himmels Räumen hernieder, um das Wirken Jesu fortzusetzen und uns nicht ohne Trost zu lassen.

Und worin besteht die Wirksamkeit des hl. Geistes? Das heutige Evangelium sagt es uns. „Er wird die Welt überführen von der Sünde, von der Gerechtigkeit und vom Gericht.“ Nehmen wir das zweite. Der hl. Geist wird die Welt über die Gerechtigkeit belehren, so daß sie einsieht und erkennt: Gott ist die Höchste, vollkommenste Gerechtigkeit; er weiß es immer so einzurichten, daß das Recht stets zum endgültigen Sieg gelangt. Nichts empört unsern empfindlichen heutigen Menschen mehr, als wenn er das Recht verlegt, verachtet, mit Füßen getreten sieht. Die Entwicklung unserer politischen Parteien legt dafür Zeugnis ab. Die Erfahrung auf religiösem Gebiet sagt ebenfalls, daß das Aufgeben der religiösen Betätigung, der religiöse Zweifel, die vollständige Abkehr von Gott in vielen Fällen zurückzuführen ist auf die irrtümliche Vorstellung: Gott handelt ungerecht an mir, an den Meinen, an diesem Menschen, an jenem Volke. In dieses Wirrsal menschlicher Zweifel und Bedenken bringt der hl. Geist ein, und seine Flammenzungen leuchten auf, daß es Licht wird in Herz und Kopf und der Mensch mit Tobias bekennen muß: Herr, du bist gerecht, und alle deine Gerichte sind gerecht, und alle deine Wege Barmherzigkeit, und Wahrheit und Gerechtigkeit. (3, 2.) Wo immer Gott in der Heilsgeschichte auftritt, da sind seine Spuren nur Schritte höchster Weisheit und Gerechtigkeit. Die Geschichte der Menschen, angefangen mit dem Sündenfall und der Strafe der Stammeslerner, ist ein einziges Lied vom der Gerechtigkeit des Herrn. Gottes unerbittlicher Gerechtigkeit. Sobald sich aus der allgemeinen Weltgeschichte das auserwählte Volk aussondert und eine eigne Geschichte beginnt, ist diese die fortgesetzte Erweisung der göttlichen Gerechtigkeit und die Erziehung des Volkes zur Ansicht des Richters Daniel: Der Herr, unser Gott, ist gerecht in allen seinen Werken. (9, 14.) Dem Abfall von Gott und seinen Sakungen folgt gerechte Strafe auf dem Fuße nach, ebenso wie auch die Gesehestreue und der Gehorsam gegen die Weisungen des Herrn gerechten Lohn und überreichen Segen spendet.

Als die Völker der Erde Recht und Gerechtigkeit begraben hatten, als auch im Volke Gottes die Grenzlinien zwischen Recht

und Unrecht verwischt waren, als die ganze Welt einen Erlöser und Retter von dem Joch der Ungerechtigkeit erwartete, da erschien Jesus, der Gottessohn, um die schwer verletzte Gerechtigkeit seines Vaters wiederherzustellen. In die Nacht des Leidens und Todes hat er sich versenkt, wie einen Aussätzigen, einen Geschlagenen und Gebeugten hat er sich halten und behandeln lassen. Warum? Weil er das schwer verletzte Recht sühnen und Gott eine vollwertige Genugtuung leisten wollte. Die christusfeindliche Welt, die über des Erlösers verachtetes Leben, Leiden und Tod sich lustig macht, möchte auch über seine glorreiche Auferstehung und Himmelfahrt und über die Triumphe der Kirche hinwegschreiten. Aber „der in der Höhe wohnt, lacht ihrer und der Herr spottet ihrer.“ (Ps. 2.) Die göttliche Gerechtigkeit wird sich immer durchringen und die Welt wird sehen, daß Gott seine heilige Sache und ihre Verfechter nicht untergehen läßt. Jedemal, wenn die Kirche Gottes durch innere oder äußere Kämpfe und Anfechtungen geschwächt und dem Untergange nahe war, und ihre Feinde ihr schon das Grablied sangen, griff Gott ein und fügte den Lauf der Dinge und Ereignisse so, daß der Kirche ein neues, siegreiches Geschlecht entstand und Christi Stiftung ungebrochen und verjüngt ihre heilige Mission weiter verfolgte. Gottes Sache kann nie untergehen, weil Gottes Allmacht, Gottes Weisheit, Gottes Gerechtigkeit niemand widerstehen kann. Gottes Geist, der große heilige Geist, der weht, wo er will, wird dafür sorgen, daß die Gerechtigkeit Gottes glänzend gerechtfertigt da steht und daß an diesem Fundamente des Gottesstaates im Himmel und auf Erden niemals gerüttelt wird.

Die Gerechtigkeit ist der glänzende Goldgrund, auf dem sich die Führungen und Schicksale der Kirche Gottes abheben. Es bietet dem Geschichtsforscher wie jedem, der die Geschehnisse der Kirche betrachtet, eine große Genugtuung und eine religiöse Erhebung, diesen Führungen im einzelnen nachzugehen. Es gibt eine ewige Gerechtigkeit. Diese Erkenntnis drängt sich unwillkürlich auf, wenn man weiterhin den Gang der Weltgeschichte verfolgt. Aufgang und Niedergang eines Volkes, einer Rasse, wird von den Forschern als das Ergebnis von günstigen oder ungünstigen Einflüssen von innen und außen nachgewiesen. Der Untergrund der Geschichte eines Volkes ist aber immer das eiserne Gesetz der göttlichen Gerechtigkeit mit den leuchtenden Worten auf der Fahne Gottes: Christus vivit, Christus vincit, Christus triumphat. (Christus lebt, Christus siegt, Christus triumphiert.) Das ist auch das stolze Wort, das in dem heutigen Völkerringen den Heerführern und den Diplomaten, wenn auch unbewußt und vielleicht gegen ihren Willen, das Schwert und die Feder in die Hand drückt. Sie alle werden und müssen Werkzeuge in der Hand der unerbittlichen und rücksichtslosen göttlichen Gerechtigkeit sein. Der Ausgang des Krieges wird, dessen sind wir überzeugt, eine weitere Stärkung des christlichen Gedankens, eine Vermehrung und einen Zuwachs des Reiches Christi bringen. Neue Bahnen, neue Wege werden bereitgestellt werden zu den Herzen der Menschen. Der hl. Geist, der Geist der Wahrheit, wird, bald stärker, bald leiser, bei Ungezählten anvochen und um Einlaß bitten und Gottes Recht und Gerechtigkeit zum Siege verhelfen. Wenn der Landmann in harter Arbeit den Boden bereitet und das Samen Korn in die Erde senkt, dann vergißt er der Mühe, da er der kommenden Frucht und der reichen Ernte gedenkt. So laßt auch uns bei den namenlosen Opfern des Krieges mehr dessen eingedenk sein, was er der Sache Gottes bringt, als was er von uns verlangt. Selbstlos sein, mehr an andere als an sich denken, ist das Zeichen einer großen, starken Seele. So laßt uns sein.

Bpo.

Maria Maienkönigin

Vor deinem Bilde blühen die Auen
Und gütig schaust du aufs Gesilde,
Und eine Lerche singt im Blauen
Von deinem Segensbilde, so milde.

Wir knien da — um uns die Banne,
Doch leidvoll heben sich die Blicke;
Ein furchtbar Wetter deckt die Sonne.
Die sonst verklärt des Volkes Gesichte.

Es rief der Krieg! Millionen gingen,
Der Heimat trantes Glück zu schätzen;
Sei ihnen nah im blut'gen Ringen,
Wenn tausend Schlund' Verderben blühen.

Und wer sich quält in Bund und Schmerzen,
Den laß doch hilflos nicht verderben;
Und wem der Tod schon zuckt im Herzen,
Dem hilf zu selig leichtem Sterben!

Dann segne auch die frohen Fluren,
Die sich vor deinem Bilde breiten,
Daß nur der Segen läßt die Spuren,
Wenn tief die Wolken drübergleiten!

Laß vor des Krieges Feuerwehen
Doch nicht verdorren Halm und Aehren,
Daß wir das Feld in Jubel mähen,
Wenn es sich neigt in gold'ner Schwere! —

Vor deinem Bilde blühn die Auen
Und bittend hebst du deine Hände;
Und eine Lerche singt im Blauen
Von deines Segens reicher Spende.

P. S. S., O. F. M.

Aus dem Schatze liturgischer Schönheit

Die Wechselgesänge aus der Messe des vierten
Sonntags nach Ostern.

Die Verherrlichung des Erlösers durch die glorreiche Auferstehung ist ein solches Wunderwerk göttlicher Allmacht, daß die menschliche Seele des Heilandes gleichsam erst nach Verkostung der großen Freude zu sich kommt, um dann aber auszubrechen in Worte des Staunens und des Jubels über die Großtat, die der himmlische Vater an ihr gewirkt. Die Wechselgesänge der heutigen Sonntagsmesse sind der Ausdruck dieser frohen, dankerfüllten Gefühle, die sich auch die christliche Seele zu eigen machen kann, die dem Worte des hl. Paulus gehorchend, sich von aller Ungerechtigkeit erhob und nur nach dem ausschaut, was droben ist, wo Christus ist, ihr Vorbild in Kampf und Krönung.

Im Introitus heißt es: „Singet dem Herrn ein neues Lied, Alleluja! denn der Herr hat Wunder getan, Alleluja: im Angesichte der Völker hat er geoffenbart seine Gerechtigkeit, Alleluja, Alleluja, Alleluja! Es hat ihm geholfen seine Rechte und sein heiliger Arm. Ehre sei dem Vater usw. Singet dem Herrn usw.“ — Der Heiland ladet die Völker ein zum Preise seines himmlischen Vaters, der „Wunder an ihm getan und seine Gerechtigkeit geoffenbart im Angesichte aller Völker“. Die Auferstehung des Herrn ist die Krone aller göttlichen Wunderwerke! Bergewärtigen wir uns wieder einmal die Schmach, das Weh und die Qual seines irdischen Lebens, vor allem die drei letzten Tage dieses Kampf- und leiderfüllten Daseins, und dann suchen wir uns einmal die Herrlichkeit des verklärten Lebens und Leibes auszuendenken, vor dem doch alle irdische Größe, aller erdenhafter Glanz in Nichts vergeht! Eigentlich können wir weder das eine noch das andere. Ebenso wenig können wir auch das Wunder begreifen, das den Uebergang bildet von dem einen Zustand in den anderen. Und dieses Wunder, oder besser, den Urheber solch eines Wunders würdig zu loben, bedarf es wahrlich eines „neuen Liedes“. Eines Liedes, das eines Menschen Lippe fast nicht aussprechen darf. Bedarf es nicht auch eines solchen Liedes, wenn Gott eine Seele aus dem unendlich traurigen Zustande der Sünde, der Knechtschaft des Satans heraushilft und in unbegreiflicher Gnade zu seinem Kinde annimmt? Eben in so unglücklicher Lage, daß die größte Delbentat für die ausschlaggebende Ewigkeit ohne jeglichen Wert ist, und jetzt in solcher Verfassung, daß die kleinste Liebestat ewige Werte erhält: singet dem Herrn ein neues Lied, Alleluja! — Gott soll aber auch gepriesen werden, spricht sein eingeborener Sohn, weil er an ihm vor allem Volke seine Gerechtigkeit geoffenbart hat. Dieser sein Sohn, der sich in grenzenloser Erniedrigung in den Staub treten ließ, ist nun erhöht über alle Welten und alle Himmel; er sitzt auch seiner menschlichen Natur nach zur Rechten seines Vaters. So wird auch die christliche Seele in dem Maße, wie sie sich vor Gott erniedrigte, in treuer Pflichterfüllung — dies ist die rechte und echte Erniedrigung! — erhöht werden, sodas auch sie ausrufen kann: „Es hat mir geholfen seine Rechte und sein heiliger Arm!“ Diesen Schlußgedanken des Introitus nimmt der erste Allelujavers wieder auf: „Alleluja, Alleluja! Die Rechte des Herrn hat Großes getan, die Rechte des Herrn hat mich erhöht, Alleluja!“ Im zweiten Allelujaverse wird diese Erhöhung dann als dauernd gepriesen: „Christus von den Toten erstehend, stirbt nicht mehr; der Tod wird nicht mehr über ihn herrschen, Alleluja!“ Ewig ist unser Erlöser jeglicher Sündlichkeit enthoben, auch nicht mehr der leiseste Hauch eines Schattens von Leid darf sich an den Glanz seiner ewigen Herrlichkeit wagen! So solls auch mit der Seele sein! Einmal erstanden, soll sie nimmer mehr fallen, soll sie vielmehr immer stärker, immer gefestigter werden, sodas der Tod in der Sünde nie mehr über sie herrscht, daß sie vielmehr in einen Zustand sich auswächst, der naturnotwendig zu ewigem Geseftigkeitssein in Gnade und Seligkeit übergeht.

Die Erhöhung des Heilandes in seiner Auferstehung, die an sich schon so herrlich ist, die noch größer und außerordentlicher wird durch die Unmöglichkeit, sie zu verlieren, hat die menschliche Seele Christi so ergriffen, daß sie im Offertorium noch einmal, in noch eindringlicheren Worten zum Lobe des All-

mächtigen einlabet: „Jauchzet zu Gott, alle Lande, lobet singet seinem Namen! Kommet und höret, ihr alle, die ihr Gott fürchtet, so will ich euch erzählen, was Großes der Herr getan an meiner Seele, Alleluja!“ Diese Worte passen in noch eigentlicherem Sinne auf die christliche Seele, die mit dem Gewande der heiligmachenden Gnade bekleidet wurde. Sie empfindet mit unwiderstehlicher Gewalt, daß Gott ihr in grenzenloser Liebe nahe war, sie schlingt mit wonnevullem Erstaunen die Arme um das göttliche Leben, das sie in sich fühlt, das sie hinausträgt in Himmelsstriche echten, ungetrübten Glückes. Sie empfindet es auch als unverdiente Gnade, daß sie wiederum teilnehmen kann am hl. Opfer, das ihr neue Kraft und größere Gnaden vermittelt. Darum ladet sie alle, die noch ein Auge für das Wirken des Geistes Gottes haben, ein, zu kommen und zu sehen, wie der Herr Großes an ihr getan. Es drängt sie, Apostelarbeit zu tun, gleich dem Samaritanerweibe, das vom Jakobsbrunnen heimelte und rief: „Kommet und sehet den Messias!“ Und die Bewohner von Sichar kamen und wurden Gläubige durch eines Weibes Berberuf. Wenn die Christen öfter von den Wohlthaten Gottes zueinander redeten, von dem Glücke, das der Dienst und die Gunst des Herrn verleiht, dann würden wohl mehr von denen, die jetzt noch abseits stehen, sich den Quellen des Heilandes nähern und auch ausrufen: „Kommet und höret, so will ich euch erzählen, was Großes der Herr an mir getan!“ Welch ein Hinstürmen zu dem Born der Gnaden würde dann entstehen!

Im Kommuniensvers wird eine neue Seite der Verherrlichung Christi betont, wenn es heißt: „Wenn der Tröster, der Geist der Wahrheit kommt, wird er die Welt überzeugen von der Sünde, von der Gerechtigkeit und vom Gerichte, Alleluja, Alleluja!“ — So wird seine Verherrlichung nicht nur für den Himmel etne dauernde, eine ewige, sie wird auch allen Völkern offenbar durch die Missionsarbeit aller apostolischen Männer, aus denen der heilige Geist redet und den Ungläubigen an Christus stets als die verhängnisvollste Sünde brandmarkt. Durch dieselbe Predigt wird offenbar, daß des Heilands Werke gerecht waren, daß der Fürst der Finsternis zum eigenen Verderben den Gottesmord betrieb. Die vom hl. Geist geleitete Arbeit in der Kirche ist eine fortgesetzte Auferstehung in den Herzen aller Völker! — Doch der hl. Geist wird nicht nur der Ehre des Erstandenen das Wort reden, er wird auch der christlichen Seele ein Tröster, ein Helfer sein, indem er sie vor neuer Sünde bewahrt, in der Gerechtigkeit sie mehr und mehr befestigt und so vor dem Gerichte der Verdammung behütet.

So lenkt der Kommuniensvers die Gedanken von den Geheimnissen des Osterfestes hin zu der näher kommenden Gnadenzeit des Pfingsttages. Gib in deinen Gedanken, lieber Leser, der Sehnsucht nach dem hl. Geiste immer mehr Raum, daß er an seinem großen Tage doch auch zu dir komme und auch in dir, wie in den Aposteln, Ostergnade und Osterfreude zur vollen Entfaltung bringe.

P. S. S., O. F. M.

Die hl. Monika — zweimal Mutter

(4. Mai.)

Er sprach zu ihr: „Weine nicht! . . . Und er gab ihr seiner Mutter zurück. (Luk. 7, 13, 15.)

Wenn sich die Menschenbrust darf Gottes Tempel nennen,
Das Allerheiligste ist dann das Mutterherz! (A. Richter.)

Ein schönes Wort! Das Mutterherz das Allerheiligste, wo nur Gott und der geängstigte Mensch einander gegenüber stehen. Bei vielen, vielen Müttern ist es wahr geworden; bei keiner wohl wahrer, als bei der hl. Monika.

Diese große Mutter eines der größten Heiligen wurde 332 in Nordafrika geboren. Sie wurde von den frommen Eltern einer alten Dienerin übergeben, die schon den Vater selbst auf den Armen getragen. Diese treue Alte sah mit scharfem Auge an ihrer Pflegebefohlenen die aufgehenden Schwächen, aber auch die aufkeimenden Tugenden; die einen hielt sie in freundlicher Strenge nieder, den anderen half sie in kluger Ermunterung nach zu voller Entfaltung, sodas Monika bei ihrer Vermählung mit einem vornehmen Bürger Tagastes (Nordafrika) als herrlichstes Hausgut die Fähigkeit mitbrachte, eine echt christliche Frau sein zu können — auch unter wenig günstigen Umständen. Ihr Mann, noch Heide, liebte sie zwar mit echter Liebe, war aber dabei so leidenschaftlich gornig, daß er bei jeder Gelegenheit aufbrauste. Monika trug diesen Charakterfehler mit heldenmütiger Geduld. Wie redete sie in des Mannes Born hinein, erst wenn er seiner Leidenschaft wieder Herr geworden, sprach sie ihm ganz unbefangen, voll wohlthuender Liebe zu und brachte ihn so allmählich dahin, daß er seine Gattin nicht nur liebte, sondern auch außerordentlich hochschätzte. Doch Monika hatte nicht nur mit der heftigen Gemütsart ihres Mannes zu kämpfen, sie hatte fast noch schwerer an einer unerklärlichen Abneigung ihrer Schwiegermutter zu tragen, die schließlich zum reinsten Hasse wurde. Doch Monika trug auch dieses Kreuz mit stiller Ergebenheit. Diese, verbunden mit ungeheurer Unterwürfigkeit, bewirkte bei der alten Frau, die noch Heidin war, eine völlige Umwandlung; sie wurde Christin, die aufrichtigste Verehrerin ihrer heiligen Schwiegertochter und verband von da ab ihr Gebet mit dem Flehen Monikas, und so wurde auch Patritius fürs Christentum gewonnen, zur größten Freude der Mutter und der Gattin.

Er lebte noch ein Jahr in vorbildlicher Erfüllung jeglicher Christenpflicht.

Mit 39 Jahren war die Heilige Witwe geworden. Von ihren drei Kindern sollte das älteste, Augustinus, ihr wahres Sorgenkind werden. Jugendliche Heftigkeit und ein maßloser Ehrgeiz machten bei dem hochbegabten Knaben jede geregelte Erziehung schwer, fast unmöglich. Alle Ermahnungen, alle Bitten der besorgten Mutter schlug der übermütige Augustin in den Wind. Als er nach des Vaters Tode — er zählte sechzehn Jahre — die Universität zu Karthago bezog, dem Mutterauge, der Mutterhand entronnen, geriet er in die Hände der Manichäer, einer unheilvollen Sekte, die damals in Nordafrika jedes religiöse Leben bedrohte. Augustin verlor allen Halt, gab sich mit ganzer Seele der Wissenschaft, besonders der heidnischen hin, lebte aber auch ein echt heidnisches Leben; er warf sich der zügellosesten Sinnlichkeit in die Arme.

Monika hörte dies alles; ihr Herz krampfte sich in schrecklichem Muterschmerz zusammen. Tag und Nacht rief sie zu Gott um Erbarmen für ihr geliebtes Kind. Trotzdem keine Aenderung! Als sie in ihrer Dergensangst einst zu einem heiligen Bischofe ihre Zuflucht nahm, half ihr dieser durch das bekannte Trostwort: „Gehe und bete weiter; ein Kind solcher Tränen kann nicht verloren gehen!“

Als einst Augustin bei ihr weilte und ihr mitteilte, er gedanke zur weiteren Ausbildung Rom aufzusuchen, legte sich neue Sorge aufs gequälte Mutterherz. Sie suchte ihn auf jede Weise von dem Plane abzuwingen. Augustin ging scheinbar auf ihr Einreden ein, verließ aber, als die Mutter des Nachts in der Kirche des hl. Cyprian betete, heimlich Afrika.

Eine schöne bretonische Sage erzählt: „Ein Mensch liebte sein Weib zu sehr. Dieses verlangte einst von ihrem Mann das Herz der Mutter, um es ihren Hunden vorzuwerfen. In unsäglicher Verblendung erschlägt der Sohn die Mutter.“

„Und wie er läuft, das Herz in der Hand,
Kommt er zu Fall — und das Herz liegt im Sand.
Da hebt das Herz zu sprechen an:
Lieb Kind, hast du dir wehgetan?“

So sehr kann eine Mutter sich vergessen! Monika dachte nicht an das entsetzliche Weh, das der Sohn ihr bereitet. Sie verläßt die geliebte Heimat, wagt sich aufs stürmische Meer und geht dem Verlorenen nach bis nach Rom, bis nach Mailand. Und der Sohn, der vor der Mutter floh, kam so zum hl. Ambrosius. Jetzt brachte der Mutter unablässiges Gebet und des hl. Bischofs Feuerwort Augustin zum Glauben, zur vollen Hingabe an Gott, auf den Weg, auf dem er zum großen Heiligen und zum größten Kirchenlehrer werden sollte. Monika hatte ihn zu herrlicherem Leben ein zweites Mal geboren. Ihre Lebensaufgabe war erfüllt. Sie wollte mit ihren Kindern nach Afrika zurück, um in der Heimat zu sterben. Da erkrankte sie in Ostia, der Hafenstadt Roms; sie fühlte, daß es eine Krankheit zum Tode sei. In letztem, echt mütterlichem Gespräche nahm sie Abschied von der Welt, bat die Söhne wegen des Begräbnisses keine Sorge zu haben, sondern ihr nur im Gebete stets zu gedenken. Das hat Augustin getan, und in seinen Bekenntnissen alle Priester der Welt gebeten, beim hl. Meßopfer doch dasselbe zu tun. In eben denselben Bekenntnissen hat er dann der Mutter ein unvergängliches Denkmal gesetzt.

Es gibt auch heute noch Söhne, die den schlimmen Jugendjahren des hl. Augustin nachgehen; es gibt aber auch noch Mütter, die darüber furchtbares Weh empfinden, wie St. Monika. Sie werden sich und ihrem Kinde am sichersten helfen, wenn sie nicht Menschen, sondern Gott ihr Elend klagen; im Allerheiligsten ihres Herzens mit dem allmächtigen und barmherzigen Gott ringen und beten. Dann bleibt auch ihnen der Trost gesagt: „Ein Kind solcher Tränen kann nicht verloren gehen!“ Eine betende Mutter vermag eben Unmögliches!

„Der Tränen werden viele hier geweint,
So lange uns des Lebens Sonne scheint;
Und mancher Engel, er ist auserwählt,
Auf daß er unsere stillen Tränen zählt —
Doch aller Tränen heiligste, sie rinnt,
Wenn eine Mutter betet für ihr Kind! (Stolle.)

P. S. B., O. F. M.

Kreuzblumen

(Zum Feste Kreuz-Erfindung, am 3. Mai.)

Im Kreuze ist Heil
Im Kreuze ist Leben;
— Du hast, Herr, derweil
Uns Kreuze gegeben. —

Wir lebten dahin
Das „Auo“ erdenwärts,
Doll Blendwerk den Sinn.
— Herr, stürk' unser Herz! —

Im Kreuze ist Hossen;
Im Kreuze ist Ruh',
Der Himmel offen,
Dahin wand're ich zu.

Am Kreuz ging voran
Mein Jesus den Weg
Der dornigen Bahn,
— Ich wollte sein trüg'?

Das Kreuz meinen Herrn
Einst drückt' bis zum Grab.
— Ich trüg' es nicht gern?
Wollt' werfen es ab?

Das Kreuz macht mich reich,
Das Kreuz macht mich still,
Dem Könige gleich;
Nicht Höhr'es ich will.

Das Kreuz macht mich gut;
Das Kreuz bringt mir Glück.
— Herr, kreuz'ge mein Blut!
Dann ruf' mich zurück!

E. Biele.

Die Feldpost der Tante Anna

Tante Anna war in großer Verlegenheit. Einer von ihren Nissen, die sie so treu bemutterte, war aus dem Schützengraben nach Hause gekommen: ins Lazarett, krank, heftiger Lungenkatarrh mit hohem Fieber. Seine gute Natur hatte die Gefahr glücklich überwunden und zu Ostern hat er der Tante mitgeteilt, wie alles gekommen.

Die Kompagnie rückte aus einem rückwärtigen Quartier wieder in die erste Reservestellung — stammer Nachtmarsch von 25 Kilometer über die Berge, auf denen sich tagsüber keine Uniform sehen lassen darf ohne wohlgezielten Granatregen der trefflich eingeschlossenen Franzosen.

Dabei die schweren Kleider am Leib: Außer der wollenen Unter- und der Dienst- auch die prächtige wasserbichte Ueberhose, zwei wollene Unterjacken und darüber die wasserbichte Weste. Man trägt ja die Sachen lieber am Leib als im Tornister, der ohnehin schwer genug ist von all den guten und schönen Sachen, welche die besorgten Gönner nach und nach gesendet haben: dem Feldstecher und dem Photographenapparat, dem Handwärmer, der elektrischen Laterne, dem Selbstlöcher mit Hartspiritus usw. usw. Im ganzen schätzte der junge Freiwillige die Last, die er geschleppt hat, ohne Gewehr und Munition auf 50 bis 55 Pfund, und damit ging's nach fünfständigem Marsch direkt in eine feuchte unterirdische Höhle, wo sich alles todmüde auf das wenige Stroh hinwarf. Kein Wunder, daß es da Kranke gab.

Und daran trug jetzt sie, die gute Tante, den größten Teil der Schuld, denn sie hatte das meiste von den schönen Sachen hinausgeschickt.

Eine große Landkarte der verschiedenen Kriegsgebiete, ein schön gebundenes Buch und sogar den gallischen Krieg von Julius Cäsar, natürlich nicht lateinisch, sondern in glatter deutscher Uebersetzung, Neffam-Ausgabe, hatte der Nisse sogar zurückgebracht und der Tante wieder eingehändigt. Dafür hat man im Schützengraben doch nicht genug Zeit und Muße und Interesse. Und dabei hieß es doch immer Vespstoff an die Front und die Nissen hatten immer so dringend um geistige Nahrung aus der Heimat gebeten.

Tante Anna seufzte tief und musterte nochmals die lange Reihe nützlicher Bücher, die sie sich für ihre Krieger und Nissen, und vor allem für den Lazarettkranken schon zurechtgestellt hatte. Die alten Klassiker und die anderen dicken Bände mit allerlei bildendem Inhalt schienen ihr jetzt wirklich für das junge Blut nicht mehr zu passen, das da gärte und im täglichen und stündlichen Umgang mit Kameraden aus allen möglichen Lebensstellungen stets neue Anregungen empfing. Das mußte in der Tat etwas anderes sein, als die gewöhnliche Salon-Unterhaltungskost.

Sie schob den Blunder beiseite und begann zu mustern, was denn die neuen Kriegsschriftsteller lieferten. Erst sah sie ihre Zeitung durch, wo eine ganze Reihe neue Kriegsbriefer, Kriegs-Gedenkbücher, „Novellen, Gedichte und auch Kriegsgebetbücher“ angezeigt waren. Dann ging sie zu ihrem Buchhändler und ließ sich die Sachen vorlegen. Das war dann freilich etwas ganz anderes, als was sie zu Hause in ihrer Bibliothek ausgesucht hat. Keine hohe Wissenschaft, aber durchweg gesunde und praktische Gedanken. Die Bändchen, welche Tante Anna schließlich auswählte, waren auch nicht zu umfangreich und nicht zu teuer. Wenn sie aus einer Hand in die zweite und dritte übergingen, hatten sie ihren Beruf erfüllt. Und wenn sie schließlich bei der Ablösung im Schützengraben liegen blieben, war nicht allzuviel verloren. Damit wollte sie in Zukunft immer rechnen. Der Krieger ist ja ein Verschwenker, der nicht aus Aufhebern und Sparen denkt, sondern, was er gerade hat, im glücklichen Augenblick vertut und dann krumm liegt, bis das Glück ihm wieder günstig ist.

Wenige Tage später erhielt Tante Anna von allen Seiten die Bestätigung der Sendungen. Der Nisse im Lazarett meldete, wie die illustrierte Geschichte seines Regiments, die der Zigarrensendung beigelegt gewesen, in der gemeinsamen Krankenstube aufgenommen wurde. Die Väter von zwei kranken Kameraden hatten schon in dem Regiment 1870/71 mitgemacht und manche anschauliche Detailschilderungen seien zwei- und dreimal vorgelesen worden.

Ein anderer Nisse, Infanterist im Schützengraben, freute sich über die tröstlichen Gedanken über Tod und Not, die er neben den Fischkonserven in dem kleinen Kriegergebetbuch gefunden hatte. Da draußen in dem einsamen Unterstand beim Säusen der Granaten dringe so etwas ganz anders zum Herzen wie zu Hause. Wenn ihm mal etwas passieren sollte, könne sie getrost sein: er sei gut vorbereitet.

Ein dritter berichtete über die Freude, welche das Eintreffen der heimatischen Zeitung bereitete, welche die Tante ihm überwiesen hatte. Kurz und gut, Tante Anna war überglücklich, daß sie endlich das Richtige gefunden hatte: nicht zu reichlich auf einmal, sondern kleine Gaben, aber öfters und jedesmal geistige und leibliche Nahrung geschickt miteinander verbunden. — So mußte die Parole für die Feldsendungen heißen.

Französische Vandalen und deutsche „Barbaren“

Eine unsagbar häßliche Rolle spielen zurzeit die führenden Männer Frankreichs. Sie schämen sich nicht, die Deutschen als „Barbaren“ in die Welt auszusprechen, weil u. a. die Kathedrale von Reims von der deutschen Artillerie beschossen worden sein soll.

Wenn dem auch so ist, dann dürfen und können über die Gefährdung dieses Prachtstückes französischer Baukunst, die

französischen Regierungsleute nur dann klagen, wenn sie ihrerseits Schritte getan hätten, um die Kathedralen und Dome und Münster, die von ihres Volkes Vergangenheit und — Frömmigkeit erzählen, zu erhalten.

Hat die französische Regierung, haben jene, welche jetzt so laut über deutsche „Barbarei“ schreien, das getan?

Auf diese Frage lautet die unausweichbare Antwort unumstößlicher Tatsachen: Nein! und abermals nein! Das Gegenteil haben sie getan. Nicht an der Erhaltung dieser Kunstwerke haben sie gearbeitet, sondern an ihrer Zerstörung. Ja! wenn es nach ihrem Kopfe gegangen wäre, dann stände heute schon — die Clemenceau, Combes, Barthou, Viviani, und wie sie alle heißen mögen, diese haßerfüllten Kirchenfeinde haben nie ein Hehl aus ihren Absichten gemacht — keine einzige dieser Kathedralen mehr es sei denn profaniert und demoliert! Nur weil man vor der offensichtlichen Zerstörung zurückschrak, hat man das Werk der Zerstörung der langsam, aber sicher wirkenden Zerstörungsarbeit der Zeit überlassen. Restaurierungsarbeiten wurden unmöglich gemacht, aus dem Staats-, Städte- und Gemeindebudget war für solche Zwecke nichts zu erhalten. So mußte das Werk der Zerstörung seinen todsicheren Gang gehen. Wer wissen will, wie weit diese Zerstörung gediehen, der lese das Buch von Maurice Barres „La grande pitié des églises de France“ (Das Elend der Kirchen Frankreichs), und Behmut wird ihm ins Herz ziehen, mag er nur ästhetisch und gar nicht religiös interessiert sein.

Barres faßt den Inhalt seines Buches in den kurzen Satz zusammen: „Von Jahr zu Jahr sehen wir die kirchlichen Bauten von einem Ende Frankreichs zum andern zusammenstürzen.“

Und das ist leider keine Uebertreibung. Nur ein paar Namen: die Basilika in Saint-Denis im Innern und Aeußern verfallen, die Kathedrale von Sens geplündert, der alte Dom von Le Mans im Grunde eine Ruine; mit den Pariser Kirchen steht es nicht besser. Was aber besonders Reims anbelangt, so ist alles was die Städte, die Kerne und Steine erreichen konnten, zerstört und nur jämmerlich wieder ersetzt worden. Daß eine umfassende Restauration notwendig ist, nicht zuletzt an der figurenreichen Hauptfassade, darüber sind alle Sachverständigen einig, wie auch darüber, daß private Miltätätigkeit die Mittel dazu nicht aufbringen kann und die staatliche Hilfe nichts beitragen will. Ueber das Endschicksal braucht man kein Wort weiter verlieren.

So können wir feststellen: In Frankreich ist durch die französische Regierung eine „Aera des Vandalismus“ — das Wort stammt von Barres — hereingebrochen. Im Munde solcher Vandalen, die alles, was in ihren Kräften liegt, tun, um Frankreichs Kathedralen vom Erdboden verschwinden zu lassen, ist das Geschrei über die Schädigung der Kathedrale durch deutsche Artillerie die erbärmlichste Verlogenheit.

Das bestätigt noch eine andere Erwägung. Wir haben oben angenommen, die Klagen hätten eine berechtigte Unterlage. Den: Ist aber gar nicht so! Die Kathedrale sollte von der deutschen Artillerie geschont werden; aber da wurde sie von den Franzosen selbst zu einem Beobachtungsposten mißbraucht und zur Deckung hinter ihr aufgestellter Geschütze! So mußten zum Schutze deutschen Lebens jene Geschütze zum Schweigen gebracht werden, und daß Menschenleben vor toten Kunstwerken kommen, darüber gibt es unter Denkenden keinen Zweifel.

Weil aber ein derartiger Mißbrauch von alten Kunstschöpfungen der Architektur von Seiten der Franzosen auch sonst bekannt geworden ist, so kann man den Verdacht nicht unterdrücken, daß die französischen Regierungskreise, welche diese Kirchengebäude selbst zu zerstören sich nicht trauten, mit voller Absicht diese Kirchen als Kugelfang benutzen ließen, um durch den „Feind“ diese Bauwerke zerstören zu lassen, deren Steine eine zwar stumme aber um so lautere Sprache führten gegen ihr eigenes Volk!

Auf diese Weise war ein Doppeltes erreicht: man hatte diese stummen Ankläger zum Schweigen gebracht und konnte dann in sittlicher Entrüstung auftreten gegen die deutschen „Barbaren“ und vor der Welt die Rolle des trauernden Kunst- und Vaterlandsfreundes spielen!

Damit hat der Kirchenhaß den Hochgipfel der Heuchelei und Verlogenheit erstiegen.

Mit Ekel aber wendet man sich ab, wenn diese Gesellschaft noch klagt über die Schändung französischer Nationalheiligtümer, als ob die „Nationalheiligtümer“ dieses französischen Jakobinerturns überhaupt über die Zeit von 1789 zurückreichten!

Das alte gnä' Fräun

Von Hanns Gisbert.

Von Rechts wegen müßten dem alten Fräulein, von den Armhäusern und ihren sonstigen Schülern, die sie an allen Enden und Ecken der Stadt sitzen hat, nur Fronsch oder gnä' Fräun genannt, auf dem Poort der Last der Jahre und der Schicksale gerundeten Rücken ein paar silberweiß schimmernde Engelsfittiche wachsen, denn das Herz, das den verkümmerten achtzigjährigen Körper noch tapfer aufrecht hält und sich in Mühe und Arbeit um unzählige Weiblein und Baislein sorgt, ist so rührend gut und opferfreudig, daß bei dem Vergleich die Englein droben im Himmel ihr Haupt verhallen müßten.

Und das Aeußere des alten gnä' Fräuns!

Es gibt noch ein paar ganz alte Herren in der Stadt mit schlohweißen Haaren und gichtbrüchigen Gliedern, wenn die auf die Zeit zu sprechen kommen, da Theodora von Bettin jung gewesen, dann

glättet eine weiche Hand die Rinnen um Mund und Augen, und die verwiterten Gesichter strahlen in jugendlichem Feuer auf. Theodora von Bettin? Das war ein Mädel, wie es der liebe Gott einmal in Sonntagslaine erschafft. Ein Profil wie von Elfenbein, Augen wie ein Reth und Lippen so purpurn wie die reifen Früchte der Heckenrose. Der treueste Kamerad, die kühnste Reiterin und die graziöseste Tänzerin, wenn sie auch den rechten Fuß im Gehen ein klein wenig nachzog. Lieblich wie ein Maientag und trüch wie eine Wollentafel, das war das Fräulein von Bettin, ehe der Frühlingsfroß alle Blüten ihres Lenzes knidte — für immer knidte. — Aber das ist lange, lange her

Ihr Herz, das nicht dem einen gehören durfte, wandte sich da der ganzen Menschheit zu. Da sie nicht um eigene Kinder sorgen durfte, nahm sie unzählige Kinder in ihren Schutz, die im Schatten geboren, und sorgte, daß die Strahlen der Sonne und des Lichtes auch in ihren Tag fielen. Und mühte sich so um die Notleidenden und Verwaisten, daß ihr keine Ruhe blieb, sich über das eigene Schicksal zu grämen und daß die Stunden ihres Lebens verrannen, ohne daß sie dessen achtete. So kam es, daß das Herz, das seinem leidenschaftlichen Schlage nicht hatte folgen dürfen und sich nur in Mitleidsliebe ausgegeben hatte, so jung geblieben war, wie es gütig ist und daß das alte gnä' Fräun' trotz der langen Degenmien, die ihre Gestalt gekrümmt und ihr Haar gebleicht, innerlich ein junger Mensch ist.

Fremde fürchten sich vor der grotesk anmutenden Erscheinung. Eine pelerinartige Kleidergarnierung verhält die Ungehalt ihres Körpers, ihre Hand stützt sich schwer auf den Krückstock, das brünette Antlitz ist gelb, und das gemeißelte Profil scharf und hager geworden. Ernst und forschend sehen die leicht hervortretenden Augen — die Augen des Vaters, der in den Freiheitskriegen ein kühner Reitergeneral gewesen — auf den Vitzsteller, und die Kommandostimme des seligen Generals erkundigt sich nach dem Wie und Woher?

Unwürdigen fällt der Klang dieser Stimme auf die Nerven, und alle ihre Sünden steigen vor ihnen auf, obwohl die strengen Augen nur Mitleid blicken, die rauhe Stimme nur von Hilfe und Güte zu sagen weiß. Vielleicht hat die Natur in ausgleichender Gerechtigkeit dem abschreckenden Aeußern das gütige Herz zugesellt, hat dem weichen Herzen zur Notwehr die barsche Stimme und die forschenden Augen gegeben, damit das gnä' Fräun nicht zu oft das Opfer ihres Vertrauens und ihrer Hilfsbereitschaft werde. Ihre Helferinnen in der Fürsorge für die Entzerten des Geschlechts zürnen zuweilen mit ihr, weil sie nur die Not, nie die Schuld sieht, weil sie gibt, ohne zu fragen, wieviel schon gegeben worden ist, weil sie Leichtsinn und Faulheit unterstützt. Dann schweigt sie beschämt, nicht auf lange. Ihr Herz hat das „Nein“ sagen nicht gelernt.

Der Bettler, der um den warmen Moch bittet, erhält auch ein Paar heile Schuhe; die Arbeiterin, die um Mittagstisch anfragt, Kleider für sich und die Kinder. Die Witwen, die sich in ihren Schutz gestellt haben, können aufatmen, die vaterlosen Kinder haben eine Beschützerin; die ihre Zukunft treulich in die Hand nimmt. Helfen und geben ist der Lebensinhalt des „alten gnä' Fräun“; daß dabei nicht zu viel für ihre Persönlichkeit übrig bleibt, ist begreiflich. Ihr ewiges schwarzes Gewand ist grünlich von Wind und Wetter, der Hut hat die Form verloren; im Munde halten nur noch ein paar Zähne Wacht. Für den Arzt hat sie weder Zeit noch Geld. Wie die Dore im Märchen, humpelt sie unter ihren Schülern einher, von den Blinden, zu den Kranken, von den Armen im Geiste zu den Kindern, am liebsten zu den Kindern. Die Kinder, die sonst einen so scharfen Blick für Neugierigkeiten, für ein Abweichen von der Regel haben, sehen das Absonderliche im Aeußern des alten gnä' Fräuns nicht, sie empfinden nur instinktiv ihre Güte. Sie laufen ihr auf der Straße nach, lassen ihr Kleid an, langen nach der Hand. Die Kleinen auf der Mutter Arm reden schon die Händchen nach ihr aus, wenn sie die harte Stimme hören. Und immer hat sie etwas für ihre Lieblinge, denen sie über Haar und Antlitz streicht, denen sie Märchen erzählt, und die sie herumträgt und in den Schlummer wiegt. Dann ist das alte Fräulein ganz Mutter.

Den Kindern gehört ihr Herz. Und den Kriegern. Der Anblick der vielen Verwundeten jostert ihre Kinderseele. Sie möchte die Schätze des Orients haben, um geben, lindern zu können; und ihre ansehnliche Rente reicht nicht weit genug. An ihrem Krückstock humpelt sie zu den Häusern der Reichen und bettelt und bettelt: „Gebt doch, Kinder, gebt! Der Junge hat Arm und Hand fürs Vaterland gegeben; der Mann ist arbeitsunfähig; jetzt braucht er Hilfe, jetzt! Später muß das Vaterland sich ihm handbar erzeigen, jetzt müssen wir helfen, wir, die wir geschäft dabei leben, wie im tiefsten Frieden.“ Schlecht paßt ihr preussischer Dialekt zu dem breiten Süddeutsch der kleinen Stadt; aber alle verstehen gnä' Fräun, die Gefunden und die Verwundeten.

Wohin sie kommt, ist Freude, ist Hoffnung. Den Kleinmütigen bringt sie Trost, Zuversicht. „Deutschland siegt! Anderes gibts nicht. Und wenn die ganze Welt gegen uns aufsteht. Dafür sorgen unsere braven Jungs!“

Die Soldatentochter ist in ihr aufgewacht. Starkmütig tröstet sie die Schwergeschlagenen, die Verwundeten, die Verwaisten, die Kinderlos gewordenen. „Fürs Vaterland! Für Deutschland.“ Die dunkelblauen, etwas hervortretenden Augen strahlen und gemahnen mit dem schmalen Profil, der geeigneten Rückenlinie an den großen Schlachtenfelder, der einen gewaltigen Baustein zu Deutschlands Macht und Größe gelegt, dessen Sorgen und Kämpfen wir heutigen jetzt würdigen lernen, an den alten Frä.

Sie sorgt sich in ihrer Art um Deutschlands Wohl. Wenn sie fortzieht, eine wohlgefüllte Zigarrenliste unter dem Arm, Schuhe und Stiefel in der Hand, noch in der Rechten mit dem Krückstock ein Ballet Schokolade oder sonstigem Erfreulichen hängend, umringen sie die Soldaten, wie die Kinder. „Gnä' Fräun, gnä' Fräun.“

Manchmal irt sich auch der eine oder der andere in der Dize des Gesichts. „I mach mein Dank, Mutter!“ „Mutter?“

Und dann strahlt das alte gnä' Fräun über das ganze Gesicht.